

DIGITALES ARCHIV

ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft
ZBW – Leibniz Information Centre for Economics

Kreysler, Peter

Book

Gold, Gas und Gier : eine Spurensuche im Rohstoffkasino Papua-Neuguinea

Reference: Kreysler, Peter (2012). Gold, Gas und Gier : eine Spurensuche im Rohstoffkasino Papua-Neuguinea. Berlin : Heinrich-Böll-Stiftung.

This Version is available at:
<http://hdl.handle.net/11159/68>

Kontakt/Contact

ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft/Leibniz Information Centre for Economics
Düsternbrooker Weg 120
24105 Kiel (Germany)
E-Mail: [rights\[at\]zbw.eu](mailto:rights[at]zbw.eu)
<https://www.zbw.eu/econis-archiv/>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Dieses Dokument darf zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Sofern für das Dokument eine Open-Content-Lizenz verwendet wurde, so gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

<https://zbw.eu/econis-archiv/termsfuse>

Terms of use:

This document may be saved and copied for your personal and scholarly purposes. You are not to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public. If the document is made available under a Creative Commons Licence you may exercise further usage rights as specified in the licence.

BAND 28

Gold, Gas und Gier

Eine Spurensuche im Rohstoffkasino Papua-Neuguinea

Von **Peter Kreysler**



**HEINRICH BÖLL STIFTUNG
SCHRIFTEN ZUR ÖKOLOGIE
BAND 28**

Gold, Gas und Gier

Eine Spurensuche im Rohstoffkasino Papua-Neuguinea

Von Peter Kreysler

Im Auftrag und herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung

Der Autor

Peter Kreysler ist Radio- und TV-Journalist. Er arbeitet unter anderem für den Deutschlandfunk, den Westdeutschen Rundfunk und die Deutsche Welle. In seinen Features und Reportagen hat er sich vor allem auf Zusammenhänge zwischen weltweiten Wirtschafts- und Machtmechanismen spezialisiert. Er ist Experte zu den Themen Dritte Welt, globale Gesundheitspolitik, konstitutionelle Fragen der US-Innenpolitik und Klimawandel. Für sein Radio-Feature «Brillante Geschäfte» hat er den renommierten Ernst-Schneider-Preis gewonnen. Im Wintersemester 2012 ist er Dozent für Politikwissenschaften am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin. Anfang 2013 erscheint das Feature «Beim Rohstoff-Roulette – Das gefährliche Spiel um Platin, Petroleum und Palmöl» (WDR / DLF).



Diese Publikation wird unter den Bedingungen einer Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/> Eine elektronische Fassung kann heruntergeladen werden. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Es gelten folgende Bedingungen: Namensnennung: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen (wodurch aber nicht der Eindruck entstehen darf, Sie oder die Nutzung des Werkes durch Sie würden entlohnt). Keine kommerzielle Nutzung: Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Keine Bearbeitung: Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.

Gold, Gas und Gier

Eine Spurensuche im Rohstoffkasino Papua-Neuguinea

Von Peter Kreysler

Band 28 der Schriftenreihe Ökologie

Im Auftrag und herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung 2012

Gestaltung: feinkost Designnetzwerk, Constantin Mawrodiew (nach Entwürfen von blotto Design)

Photos: © Peter Kreysler

Druck: Lokay Druck, Reinheim

ISBN 978-3-86928-096-7

Bestelladresse: Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstr. 8, 10117 Berlin

T +49 30 28534-0 **F** +49 30 28534-109 **E** buchversand@boell.de **W** www.boell.de

INHALT

Vorwort	9
Gold, Gas und Gier	
Eine Spurensuche im Rohstoffkasino Papua-Neuguinea	11
Rosa flucht auf den Rohstofffluch	13
Rotes Kupfer im türkisblauen Südpazifik	15
Monochromes Grün im Ramu-Tal	20
Die giftigen Felsen im Watut-Fluss	25
Erdgas im Hochland	28
Eiskaltes Gas in der Hitze des Dschungels	34
Ein Unglücksfall	39
99 Millionen Kina	44



Indonesien

PAPUA-NEUGUINEA

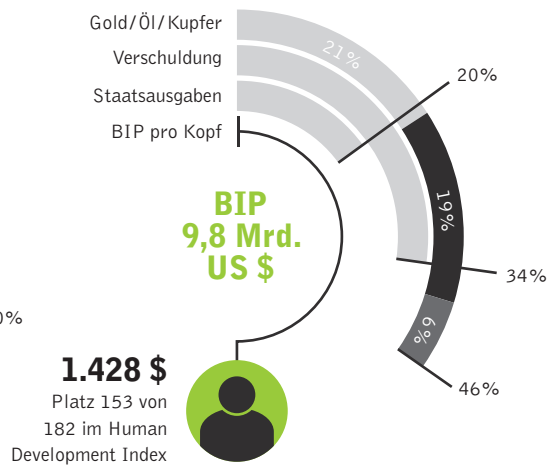
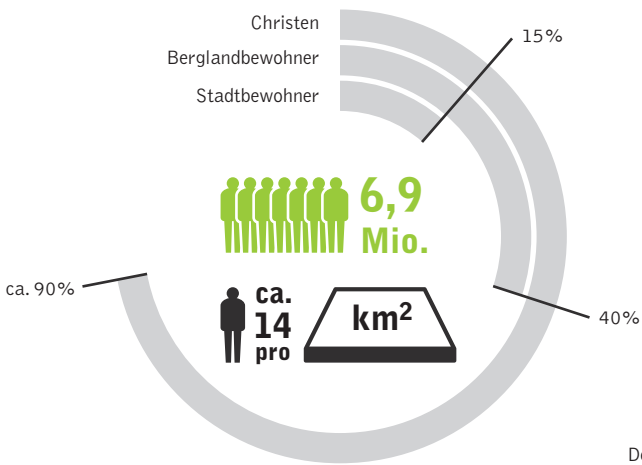
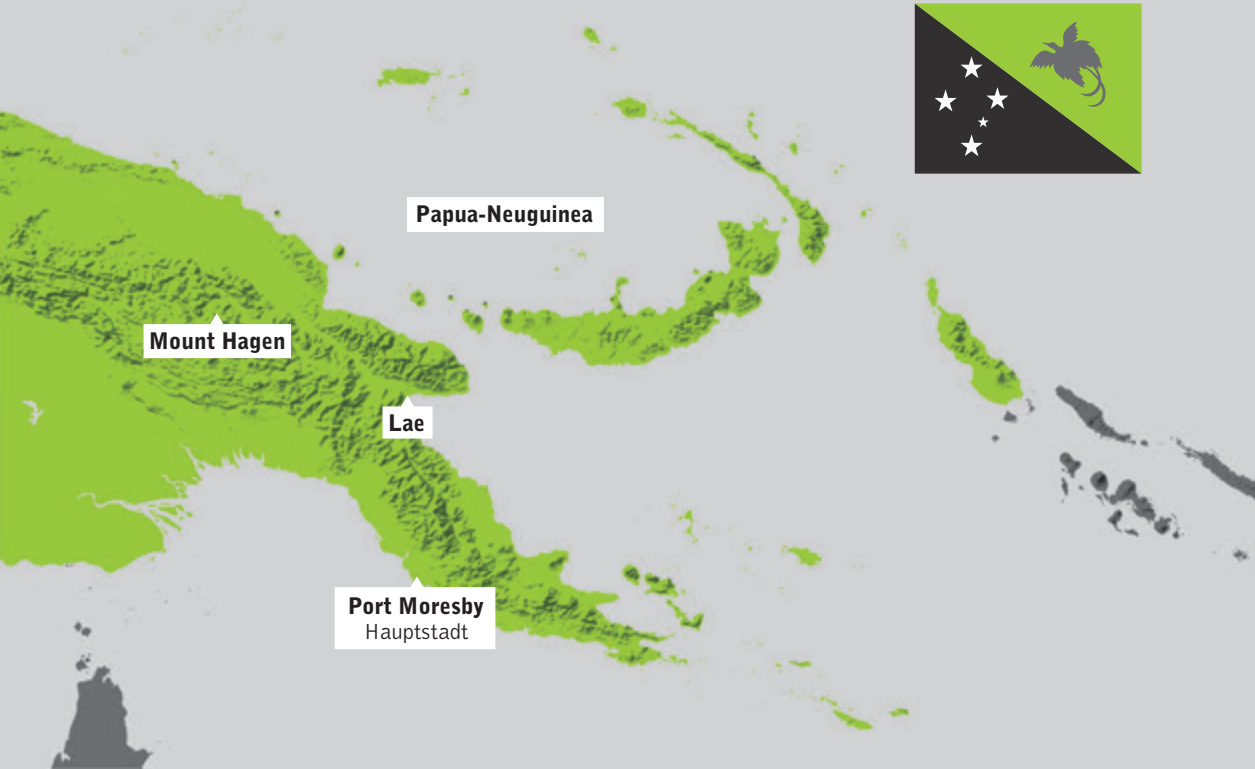
Papua-Neuguinea ist seit 1975 eine unabhängige, parlamentarische Monarchie und Teil des Commonwealth.

Die Mehrheit der Bevölkerung setzt sich aus den *Papua* zusammen, eine aus mehreren Hundert Volksgruppen bestehende, größtenteils archaische Stammeskultur mit über 800 Sprachen und jeweils eigenen kulturellen Traditionen. Sie leben zu rund 90 Prozent im unwegsamen Bergland der Hauptinsel. Die Anzahl der mehrheitlich *melanesischen* Ethnien ist allerdings noch größer. Die *Melanesier* leben vor allem in Küstennähe und auf den kleineren Inseln. Zudem gibt es Minderheiten von *Mikronesiern*, *Polynesiern* und *Europäern* (unter anderem *Deutsche* und *Engländer*).



Queen Elisabeth II.
Offizielles Staatsoberhaupt





VORWORT

Was haben die Sorgen der Bevölkerung in Papua-Neuguinea mit unserem Lebensstil zu tun? Die Antwort ist einfach: jede Menge! Denn der Rohstoffsektor in Papua-Neuguinea gehört zu den am schnellsten wachsenden in der Welt. Und das liegt auch an uns. Es gibt in dem Inselstaat zum Beispiel großangelegte Minen- und Erdgasprojekte, in großer Zahl werden vor der Küste Thunfische gefangen und im Landesinneren auf riesigen Plantagen Palmöl produziert. Außerdem entsteht in Papua-Neuguineas Gewässern das erste Tiefseebergbauprojekt der Welt. Doch Auflagen gibt es für die ausländischen Investoren keine. Die Folgen sind sowohl für die Umwelt als auch für die Bevölkerung in diesem sozial tief gespaltenen Land verheerend.

Es ist unser konsumorientierter Lebensstil, der den globalen Wettlauf um Zugang und Kontrolle der natürlichen Ressourcen antreibt. Da unser Produktionsmodell auf der Ausbeutung von Ressourcen basiert und stetiges Wachstum anstrebt, steigt die Bereitschaft, die Förderung gerade fossiler Ressourcen – aber auch erneuerbarer – trotz hoher ökologischer und sozialer Kosten und Risiken auszuweiten.

Die Europäische Union propagiert zwar Ressourceneffizienz, betreibt aber mit ihrer Rohstoffstrategie vor allem eine aggressive Handels- und Investitionspolitik, um europäischen Firmen Zugang zu Rohstoffquellen zu sichern. Auch die Bundesrepublik Deutschland gilt zwar umwelt- und ressourcenpolitisch international als Vorreiterin, aber ihre Rohstoffstrategie bedient in erster Linie die Interessen der rohstoffintensiven Industrien und setzt hierfür auch entwicklungspolitische Instrumente und Gelder ein.

Die Heinrich-Böll-Stiftung setzt sich deshalb für eine Ressourcenpolitik ein, die *ökologische Nachhaltigkeit* (von den lokalen Umweltauswirkungen des Rohstoffabbaus bis zur globalen Klimabilanz), *Gerechtigkeit* (Verteilungsgerechtigkeit zwischen den Geschlechtern, zwischen Nord und Süd) und *Demokratie* (Good Governance, Transparenz, Teilhabe und Mitbestimmung) fördert. Es geht uns darum, Irrwege zu verhindern, gute und kohärente Lösungsansätze auf die politische Agenda zu setzen, die Zivilgesellschaft zu stärken und die Politik in diesem Sinne zu beeinflussen.

Peter Kreysler, preisgekrönter Journalist und Autor, hat sich für uns auf Spurensuche ins «Rohstoffkasino» Papua-Neuguinea begeben – ein Land voller Widersprüche, von dem wir hier in Europa wenig hören und das uns doch unmittelbar zu interessieren hat. Das Land steht beispielhaft für all die Länder, die trotz natürlichen Reichtums arm bleiben. Hier prallen traditionelle Lebensweisen und hochmoderne Technologien mit voller Wucht aufeinander. Wir begegnen auf dieser Reise Fischern, Händlerinnen, Palmölbauern, Hochlandbewohnern, Goldschürfern, NGO-Aktivistinnen und Vertriebenen, die uns eintauchen lassen in ihren Alltag, den krassen Gegensatz zwischen Arm und Reich und auch in eine uns ganz fremde Kultur.

Wir hoffen, dass wir mit dieser Reportage zu einer informierten und differenzierten Debatte über Rohstoffsicherheit und Ressourcengerechtigkeit in Deutschland und Europa beitragen können, und wünschen eine spannende Lektüre.

Berlin, im November 2012

Lili Fuhr

Referentin für Internationale Ökologiepolitik

Heinrich-Böll-Stiftung

Gold, Gas und Gier

Eine Spurensuche im Rohstoffkasino Papua-Neuguinea

«Ich will, dass mein Land zu mir zurückkehrt, es ist meine Mutter, meine Zukunft und die Zukunft meiner Kinder.»

*Abel Numb Wunu
Chief aus dem Dorf Apambo in der Provinz West-Sepik*

In den letzten Monaten haben die Berichte über die drohende Rohstoffknappheit in Deutschland deutlich zugenommen. Der Bundesverband der deutschen Industrie (BDI) gerät bei diesem Thema sogar fast in Endzeitstimmung. Der Rohstoffexperte und künftige Präsident des BDI, Ulrich Grillo, prognostiziert düster, dass der nächste Kalte Krieg ein Krieg um Rohstoffe sein wird. Der BDI geht unter anderem davon aus, dass wir uns die Energiewende nicht leisten können, da die dazu notwendigen Rohstoffe wie Kupfer, Kobalt, seltene Erden oder Germanium einfach zu teuer sind. All das machte mich neugierig. Denn gleichzeitig wird behauptet, dass ein Drittel aller Rohstoffvorkommen weltweit noch gar nicht ausgebeutet seien (so etwa Paul Collier in seinem Buch *Der hungrige Planet*). Dieser Widerspruch veranlasste mich, in das am schnellsten wachsende Rohstoffland der Welt – neben Australien – zu reisen: Papua-Neuguinea. Ein Land, das nicht nur seine Industriemetalle ausbeuten lässt, sondern auch große Mengen an tropischen Hölzern in alle Welt liefert; ein Land, wo Fischtrawler die Meere leerfischen und das Rennen nach den letzten fruchtbaren Böden längst begonnen hat.

Wenn man nach Papua-Neuguinea kommt, werden einem der Eigensinn, die Widersprüchlichkeit und die Zerrissenheit des Landes sehr schnell bewusst. Da gibt es Szenen wie diese: Männer mit traditionellem Schmuck und nacktem Oberkörper, mit Speeren und Macheten bewaffnet, besteigen auf dem Flughafen der Hauptstadt Port Moresby ein kleines Privatflugzeug, gefolgt von einer Herde Schweine. Gleich daneben steht der Grand Chief Sir Michael Somara, der erste Ministerpräsident und Gründungsvater der Republik, vor den TV-Kameras, kündigt die Bildung einer neuen Regierung an und preist den Glanz der jungen Demokratie, obwohl ein dunkler Schatten massiven Wahlbetrugs auf die Kandidaten seiner Partei fällt.

In der Hauptstadt ist es nicht unüblich, für eine Wohnung 20000 Dollar die Woche zu zahlen – das entspricht den Mieten in den Bestlagen Tokios und New Yorks. Dennoch kann man sich nicht sicher sein, ob man hier einen Telefonanschluss für sein Apartment bekommt. In Papua-Neuguinea werden über 800 Sprachen gesprochen; das ist die größte Sprachenvielfalt der Welt innerhalb eines Landes, aber nur 55 Prozent der Menschen können schreiben und lesen. Wer eine gute Bildung für sein Kind will, der muss es auf eine teure Privatschule schicken oder nach Australien auswandern. Eine Privatschule kostet um die 10 Tausend Dollar im Jahr. Viele Bürger in Papua-Neuguinea haben inzwischen Handys oder Smartphones und nehmen so aktiv an sozialen Netzwerken wie Facebook und Twitter teil. Zu Hause haben sie aber keinen Strom, um ihre Handys aufzuladen. Sie haben zu Hause noch nicht einmal fließend Wasser.

Die Infrastruktur des wirtschaftlich boomenden Landes, so stellte die Asien Development Bank (ADB) fest, steht auf der gleichen Stufe wie die Simbabwe. Insgesamt stimmen die Entwicklungsindikatoren des Landes bedenklich: Die Kinder- und Müttersterblichkeit ist so hoch wie in Afghanistan. Das Land gibt nur 2,6 Prozent vom Bruttoinlandsprodukt für Gesundheit und 4,4 Prozent für Bildung aus. Die durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei unter 56 Jahren. Das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP) stellte 2011 fest, dass der HDI, der Human Development Index, auf 153 gesunken ist. Damit gehört das Land zu den am wenigsten entwickelten Ländern der Welt. Jedoch, die vielen neuen Minen und Gasvorräte beschenken dem Land einen boomenden Rohstoffsektor. Das führt zu großen Kontrasten zwischen hoch entwickelten Wirtschaftszonen und den ursprünglichen, ländlichen Regionen.

Um die versteckte Schönheit Papua-Neuguineas entdecken zu können, muss der Reisende viele Hürden überwinden. Schnell findet man sich in klapprigen Propellermaschinen wieder, die auf einem der 472 Flugplätze des Landes ungemütlich landen. Wer nicht die teuren Flugpreise in Kauf nehmen will, muss unwegsame Berge und Täler überwinden, wird in tagelangen Reisen mit kleinen Booten und Kanus den Fluss Sepik hinauffahren müssen. Viele Landesteile sind bis heute kaum erkundet. Manche Täler sind so abgelegen, dass die Menschen, die dort leben, noch nie Kontakt mit der Außenwelt hatten. Unberührte Zivilisationen und die vielen Sprachen gelten bei Anthropologen als eine der letzten Herausforderungen und Rätsel dieser Welt.

Der weltweite Rohstoffhunger lockt allerdings zunehmend globale Minen-, Öl- und Gaskonzerne in das Land und bringt damit auch in die unwegsamsten Regionen schnelle und rasante Veränderungen. Nach Australien ist Papua-Neuguinea das Land mit dem am schnellsten wachsenden Rohstoffsektor der Welt. Für die Kritiker aus der Zivilgesellschaft wie Act Now steht das Land am Scheideweg. In den nächsten Jahren wird sich zeigen, ob die Regierungsinstitutionen stark genug sind, den Milliardenverlockungen der Rohstoffmultis zu widerstehen. Kann das Land mit seiner «Klan-Demokratie» – ganz in melanesischer Tradition – das viele Geld gerecht und zum Wohle des Landes verwenden und damit eine Entwicklung voranbringen, die dem Land gut tut? Oder landet das viele Geld am Ende doch in den Taschen der wenigen «Bigmen», wie die Klan-Chefs hier genannt werden? In jedem Fall fehlt Geld

für Bildung und Gesundheitsprojekte. Vom Rohstoffsegen zum Rohstofffluch – das ist in Papua-Neuguinea ein kurzer Weg. In nächster Zeit werden zwei «Megaprojekte» im Rohstoffsektor realisiert:

Zum einen befinden sich gerade die 15 Milliarden Dollar schweren Flüssiggasprojekte des US-Erdölkonzerns Exxon Mobile in der Schlussphase. Die Einnahmen allein aus diesem Projekt werden das Bruttoinlandsprodukt – so zumindest die Hoffnung der Regierung – verdoppeln. (Premierminister Peter O’Neill übernahm regulär am 3. August 2012 seine Amtsgeschäfte. Er und seine Regierung werden die Geschicke des Landes für fünf wichtige Jahre in den Händen halten.) Zum anderen wird der chinesische Staatskonzern Metal-lurgical Construction Group Corp (MCC) in einigen Monaten mit der Förderung von Nickel und Kobalt beginnen.

Geld fließt nicht nur aus Gold- oder Kupferminen, aus dem Öl- oder Erdgasabbau ins Land. Papua-Neuguinea besitzt darüber hinaus eine große Vielfalt an anderen natürlichen Reichtümern, die veräußert werden können: Tropische Harthölzer werden aus den drei größten zusammenhängenden Dschungeln der Welt geschlagen (was, nebenbei, verheerende Auswirkung für das Weltklima haben wird) und 20 Prozent des weltweiten Thunfischbedarfs aus dem Pazifischen Ozean rund um Papua-Neuguinea gedeckt; darüber hinaus gewinnt der Palmöl-Anbau für Biokraftstoffe zunehmend an Bedeutung – er wandelt nämlich Dschungel in Monokulturen um. Auf diese Weise gefährdet unkontrollierter Landraub für profitable Agrarindustrien 5 Millionen Hektar Urwald.

Rosa flucht auf den Rohstofffluch

«Papua-Neuguinea befindet sich am Scheideweg», sagt Rosa Koin in dem Städtchen Madang. Sie ist eine der vielen engagierten Mitarbeiter der Bismarck Ramu Group, einer Nichtregierungsorganisation. «Für uns stellt sich jetzt die Frage, ob wir in den nächsten Jahren den Reichtum des Landes für eine sinnvolle Entwicklung nutzen werden, so dass die Menschen auch vom Reichtum des Landes profitieren können. Bildung, Straßen, Gesundheit, Infrastrukturprojekte, die das Leben leichter machen. Das sind heute die Forderungen der Menschen. Während die Steuereinnahmen und der Haushaltsetat der Regierung jedes Jahr steigen, wird zum Beispiel für die Infrastrukturprogramme immer weniger Geld ausgegeben. Wo bleibt das Geld?», fragt sie. Rosa Koin kommt gerade vom Umweltgipfel Rio+20, wo sie gegen die geplante Tiefseemine in ihrem Land protestierte. Die kleine Frau ist sehr aufgebracht von der Sinnlosigkeit und den absurden Auswüchsen globaler Politik.

«Nachhaltige Entwicklung, das sollen wir ›Entwicklungsländer‹ jetzt leisten, um den Klimawandel zu verlangsamen, um den Planeten zu schützen. Das ist doch ein Witz! Ich gebe Ihnen ein Beispiel von einer Welt, die anscheinend auf dem Kopf steht von all den fehlgeleiteten Entwicklungen, um die globale Erderwärmung zu stoppen. Hier in Papua-Neuguinea werden Millionen von Hektar ursprünglichen Dschungels abgeholzt, damit auf den Flächen Palmöl für ›nachhaltigen‹ Biodiesel angebaut werden kann. Sicherlich wäre das besser für die CO₂-Bilanz des Nordens. Aber dieser zerstörte Urwald bindet so viel CO₂, wie Australien in den nächsten 6 Jahren ausstoßen wird – das macht doch alles keinen Sinn.»

Die Auswirkungen des Klimawandels spürt auch sie bereits. Jetzt, in der Trockenzeit, regnet es immer wieder. Die Folge: In ihrem Dorf können die Bauern keine Süßkartoffeln setzen, weil es zu feucht ist. Rosa Koin kennt die Nöte der Bevölkerung auf dem Land. Auch deshalb arbeitet die kleine energische Frau mit Leidenschaft für die Bismarck Ramu Group. Diese versteht sich als «Watch-Dog» und übernimmt tatsächlich eine Art «Wachhundfunktion». Gerade hat die Gruppe die Regierung wegen ihrer Umweltvergehen verklagt. Tagtäglich betreibt sie durch Blogs politische Informationsarbeit im Internet. Mit Hilfe von groß angelegten Bildungsprogrammen soll für die Gefahren der zügellosen Entwicklung ein Bewusstsein geschaffen werden: «Den Menschen muss jetzt bewusst werden, dass sie die Wahl haben, wie ihre zukünftige Entwicklung aussehen könnte. Sie dürfen ihre südpazifischen Wurzeln nicht vergessen. Wenn die Menschen ihr Land verlieren, verlieren sie ihre Seele.» Das sagt Rosa Koin immer wieder. Da noch 98 Prozent des Landes den Menschen direkt gehören, haben die Menschen Rechte und Chancen, die sie nutzen müssen. Aber es kommt immer wieder zu unrechtmäßigen Vertreibungen, bei denen die Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Wenn diese Landnahme so weiter geht, dann wird ein Drittel von Papua-Neuguinea ab 2050 großen ausländischen Unternehmen gehören, warnt Rosa Koin eindringlich. Immer wieder schaut sie nachdenklich auf die Bismarck-Bucht, ein Ort, wo bald ein neues Kapitel der maritimen Rohstoffausbeutung aufgeschlagen wird.

Tiefseebergbau

Erstmalig in der Welt sollen vor Papua-Neuguinea aus dem Meer Gold und Kupfer gefördert werden. In 1600 Meter Tiefe soll dabei der Meeresboden um 20 Meter von ferngesteuerten Unterwasserrobotern abgetragen und der Meeresschlamm dann an die Oberfläche gepumpt und gefiltert werden. Durch die «Schwarzen Raucher», aus denen am Meeresgrund mit Metallen gesättigte Sedimente ununterbrochen austreten, ist diese Meeresregion stark angereichert mit wertvollen Metallen, nämlich zehnmal höher als das Gestein am Land. Da die Vulkane, zu denen die Schwarzen Raucher gehören, teilweise noch aktiv sind, muss man mit extrem hohen Temperaturschwankungen rechnen. Die Artenvielfalt im Südpazifik und auch die Funktion dieser besonderen Meeresregion für den Rest der Ozeane sind kaum bekannt. In den Gewässern vor Papua-Neuguinea leben viele Organismen, die sich an die extremen Umweltbedingungen einzigartig angepasst haben; auch diese sind noch kaum erforscht. Unbekannt sind auch die ökologischen Auswirkungen der Tiefseeminen, und alle wissenschaftlichen Forschungen reichen nicht aus, um solch ein neuartiges Minenvorhaben mit gutem Gewissen zu starten, werfen Kritiker der kanadischen Betreiberfirma Nautilus vor. Bei Erfolg soll das vor Papua-Neuguinea vorgesehene Verfahren zur Ausbeutung im ganzen Pazifik angewandt werden. Doch der Widerstand der Zivilgesellschaft formiert sich.

Rotes Kupfer im türkisblauen Südpazifik

Jeden Morgen fährt der Fischer Dirik mit seinem kleinen Stahlboot hinaus auf die Bismarck-Bucht. Das Meer ist diesmal sanft, und der pazifische Wolkenhimmel taucht das Meer in ein farbenfrohes Lichtspiel, rote und gelbe Strahlen brechen sich am grauen Meer und kündigen so den nächsten Tag an.

Zwanzig weitere Fischer versuchen ebenfalls ihr Glück. Immer wieder werfen sie die mit Blinkern versehenen Leinen ins Meer. Fischschwärme springen an die Oberfläche; jetzt, bei Ebbe, werden die Nährstoffe der Flüsse und der Küste ins Meer gezogen, das lockt die Fischschwärme an – so erklärt es der alte Fischer: «Ich navigiere meist mit den Sternen, dem Wind oder den Wellenformationen, oder Vögel weisen mir den Weg, wenn ich mich verirrt habe. Von meinem Vater habe ich gelernt, die Brechungen der Wellen oder den Wind zu lesen. Seit Jahrtausenden ist unser Volk mit dem Pazifik verbunden. Gute Segler können mit dieser Art über große Distanzen navigieren – tausende von Seemeilen.»

Sie waren die Nomaden der Meere und haben in den letzten Jahrtausenden den gesamten Pazifik besiedelt. Seit er 13 Jahre alt ist, fährt Dirik regelmäßig aufs Meer. In seinem Boot liegen Harpunen und größere Haken für die Barakuda-Jagd oder um Haie oder Marline zu erlegen; manchmal erbeutet er auch einen großen, mehrere hundert Kilo schweren Thunfisch. Ich stelle mir vor, wie der alte Mann mit einem riesigen Fisch ringt, in seinem kleinen Stahlboot sitzend, inmitten des weiten Pazifiks, den Fisch nur an einer Nylonleine haltend.

«Natürlich geht der Fischbestand jedes Jahr weiter zurück. Doch der eigentliche Kampf findet am Land statt, von daher kommt die Gefahr für uns Fischer», meint Dirik ernst, als er den Lebendköder seiner Angel prüft; ein großer Marlin hat sich gerade geschickt an einem großen Thunfischköder vorbeigebissen. Nur den Kopf hat er übriggelassen. «Die Fische sind schlau», meint Dirik und schaut auf die Küste, wo gerade eine große Verarbeitungsanlage für die chinesische Ramu-Nickelmine gebaut wird. «Wenn die chinesische Nickelmine 5 Millionen Tonnen Abraum jedes Jahr in den Ozean pumpt, werden wir hier bald keine Fische mehr haben.» Das ist es, was ihm wirklich Sorge bereitet.

Jedes Jahr soll die Mine 31000 Tonnen Nickel und 3000 Tonnen Kobalt produzieren. In Papua-Neuguinea sind die Umweltauflagen so schlecht, dass die Regierung dem Betreiber MCC erlaubt, ihren schwermetallhaltigen Schlamm ins Meer zu pumpen. Viele der Landbesitzer und Anrainer wurden über die Umweltauswirkung der Mine nicht informiert. Außerdem wurden die Rohstoffe weit unterbewertet, so Jerry Garry, ein Geologe. Er schätzt den Warenwert der Mineralien auf 40 Milliarden Dollar. Papua-Neuguinea hat aber nur 5 Prozent des Wertes der Mine erhalten: 2 Milliarden Dollar.

«Eine andere Minenaktivität wird das Meer in ein gigantisches Experimentierfeld verwandeln. Hier wird die Zukunft erprobt. Dort hinten!» Die Hand des Fischers weist auf den Horizont in Richtung Nord-Westen, aufs weite Meer hinaus – dort soll die weltweit erste Tiefseemine betrieben werden. «Wir wissen, dass bei solchen Minenvorgängen viele Schwermetallverbindungen aus dem Gestein gelöst werden. Riesige

*Der Fischer Dirik fischt, sobald die Sonne aufgeht, in der Bismarck-Bucht.
Auch er fragt sich, wie lange die Thunfischschwärme noch kommen.*





Unterwasserstaubwolken, sogenannte «Sediment Clouds», werden dann durchs Wasser driften und die scheuen Thunfische vertreiben; das wird die Unterwasserwelt vergiften und das empfindliche Korallenriff bedrohen. Dann ist es hier wohl mit dem Fischen vorbei. Im Januar 2011 hat die Regierung den Leuten von Nautilus doch tatsächlich die Tiefseefördererlaubnis für 20 Jahre auf 108000 Quadratkilometer erteilt.»

Das Konzept von Nautilus ist aus ökonomischer Sicht für die Firma selbst schlüssig, da die Konzentration an Gold und Kupfer auf dem Meeresboden – wie schon erwähnt – zehnmal höher ist als auf dem Land. In der Bismarck-Bucht ist eine jährliche Förderung von 80000 Tonnen Kupfer und 200000 Feinunzen Gold vorgesehen. Nach der abgeschlossenen Ausbeutung kann das schwimmende Gerät einfach zum nächsten Feld transportiert werden. Die Bremer Werft Harren und Partner plant für das Tiefseeminenprojekt ein Schiff zu bauen.

«Wir können nur vermuten, wie groß die Auswirkungen sein werden, da man so etwas noch nie irgendwo ausprobiert hat», sagt Dirik. «Wir Betroffenen, die hier an der Küste und vom Meer leben, haben protestiert, aber bisher ohne Erfolg.»

Dirik hat vor vielen Jahren für den World Wide Fund For Nature (WWF) mal als Taucher gearbeitet, er untersuchte damals die Artenvielfalt der Korallenriffe und die Migrationbewegung von Thunfischschwärmen. Daher weiß er sehr genau um die Empfindlichkeit des Ökosystems des südpazifischen Meeres. Die einst bunten Korallenriffe werden jetzt weiß und sterben ab. Das Meer erwärmt sich vom Klimawandel, die Auswirkungen kann man hier schon seit langem spüren.

«Wir haben gegen die Nautilus-Tiefseemine auch geklagt, aber vergebens. Selbst in Australien, wo Minenfirmen großen Einfluss auf die Politik haben, ist diese Methode von ihren Gewässern verbannt; aber warum wird es dann bei uns zugelassen?»

Inzwischen holt der Fischer bereits den sechsten großen Gelbflossenthun (oder Yellow Fin) in sein Boot. «Heute war ein guter Tag. Die Marktfrauen werden sich freuen.»

Am nächsten Tag fahren wir zu dritt die Küste entlang. Rosa Koin will an einem Beispiel klarmachen, wie sich die Regierung für fremde Wirtschaftsinteressen einspannen lässt. Kilometerlang ziehen alte Kokosnussplantagen an uns vorbei. Die alten Palmen strecken ihre kargen Stämme wie Hälse von Dinosauriern in den blauen Himmel, deren Köpfe sich leicht im Wind wiegen. Die alten Palmen wurden von den Deutschen der katholischen Mission vor 100 Jahren gepflanzt. Im Schatten darunter stehen Frauen am Straßenrand und verkaufen geräucherten Thunfisch. Sie kaufen den Thunfisch Arbeitern einer Thunfischkonservenfabrik ab, die gleich nebenan steht. Die Arbeiter verkaufen den Thunfisch heimlich an die Frauen. Auf diese Weise bessern sie sich ihren kargen Lohn auf. Das ist verboten, aber sie machen es trotzdem, sagt mir eine der Marktfrauen.

Ich frage sie, warum sie nicht in den Fischfabriken arbeiten wollen. Die Bezahlung sei zu schlecht, und verdienen würden sie mehr, wenn sie hier den Fisch am Markt verkaufen. Tatsächlich haben die ausländischen Firmen Probleme, Arbeiter für ihre Fabriken zu bekommen. In diesen «Sweat Shops» mit ihren Hungerlöhnen will keiner arbeiten, ruft mir die Frau zu. Gleich neben der Fabrik steht ein langer Aluminiumzaun. Dahinter leben die Wanderarbeiter aus den Philippinen. Wachtürme



Rosa Koin befragt Marktfrauen.

sichern das Gelände zusätzlich, und die gesamte Anlage gleicht mit ihren Sicherheitsvorkehrungen mehr einem Internierungslager als einer Arbeitersiedlung.

Warum müssen diese Arbeiter so stark abgeschirmt werden, frage ich mich? Rosa beantwortet mir die Frage: «Immer wieder kommt es zu Streit und Konflikten. Frauen bieten ihre Dienste als Prostituierte an. Das führt zum Streit mit den lokalen Gemeinden. Auch AIDS wird zunehmend ein Problem in der Region», berichtet sie. «Auch gab es Streiks und Auseinandersetzungen wegen der schlechten Bezahlung und der Arbeitsbedingungen, die dann von den ausländischen Arbeitern unterwandert werden. Wir haben eine Untersuchung in den betroffenen Gemeinden gemacht und festgestellt, dass die Marktfrauen ein besseres Einkommen haben, wenn sie ihre lokalen Waren selbst auf dem Markt verkaufen, und dass dadurch auch ihre Familienstrukturen stabiler sind.»

Zurzeit verhandeln die EU und die Regierung, ob Papua-Neuguinea seinen Thunfisch zu Sonderkonditionen verkaufen darf. Deswegen soll hier eine Freihandelszone entstehen und der Fisch in zehn neuen Fabriken zu Konserven verarbeitet werden. Auch die Weltbank steht hinter diesen Plänen. Bisher steht jedoch nur der Zaun, und das gerodete Gelände wächst bereits mit tropischen Gewächsen wieder zu. Die Lokalpolitiker träumen davon, dass hier der Fisch aus der gesamten südpazifischen Region in Büchsen verarbeitet wird. Der Südpazifik produziert jährlich ein Fangvolumen im Wert von rund 5 Milliarden Dollar. Das meiste Geld bleibt aber nicht in der Region. Meist werden die Fangrechte an Chinesen abgegeben. Auch weiß man nicht, ob die großen Trawler sich in den Weiten des Pazifiks an die vereinbarten Fangquoten halten. «Wahrscheinlich fischen sie einfach das Meer leer, wann und wo sie gerade wollen», sagt Rosa Koin resigniert. Die Marine hat gerade mal zwei Schiffe in ihrer Flotte, um die Gewässer auf illegales Fischen zu prüfen.

Monochromes Grün im Ramu-Tal

Der kleine Bus ist bis zum Rand vollgestopft mit Leuten: Bauern, die ihre Betelnüsse im Hochland verkaufen wollen; Frauen mit ihren Kindern; Arbeiter auf der Suche nach einer Anstellung in den Gold- und Kupferminen. Howard ist Mitarbeiter von der Bismarck Ramu Group und begleitet mich ins Ramu-Tal, um die Auswirkungen des Palmölanbaus auf die Dörfer zu untersuchen. Der Bus muss sich an der Küste an einem Gebirgszug hochschleppen. Neben der Straße sieht man immer wieder, wie Chinesen unter Hochdruck an einer Pipeline bauen, die bald den Abraum des Nickelabbaus an die Küste pumpen soll. «Die Pipeline wird viel zu nah an der Straße gebaut», bemerkt Howard. «Wenn es hier zu einem Unfall kommt, passiert eine Katastrophe.»

Nachdem die zerklüftete Bergkette überwunden ist, erstreckt sich vor dem Bus eine weite Ebene. Der Fluss Ramu hat in jahrtausendelanger Wühlarbeit immer wieder sein Bett geändert und so ein weites Tal geschaffen. Hunderte Kilometer lang und fünfzig Kilometer breit. Traditionell waren hier große Farmen und Plantagen angesiedelt, Rinderzucht wird hier seit den 1950er Jahren betrieben. Am Eingang des Tales – von Madang kommend – herrscht noch dichter tropischer Urwald. Dörfer mit kleinen Gärten, Kaffee-, Kakao- und Tabakpflanzungen sind hier angesiedelt. Bauern, die ihre Waren zum nächsten Markt bringen, verzaubern die Straße in ein farbenfrohes und höchst lebendiges Spektakel.

Doch dann ändert sich auf einen Schlag die Landschaft: Palmölpflanzungen, so weit das Auge reicht. Öde Monokultur, in Reih und Glied gesetzte Bäume, schaffen eine einförmige gigantische grüne Fläche bis zum Horizont, siebenundsiebzigtausend Hektar groß (laut Firmeninformation). Diese endlose Weite in monochromem Grün ist wirklich beeindruckend. Die Palmölfrüchte der afrikanischen Palme werden zu meist hochwertigen Speiseölen oder Kosmetikprodukten weiter verarbeitet oder bilden eine Fettgrundlage in der mechanisierten Fastfood-Herstellung. Howard erklärt, dass die Nachfrage nach Biotreibstoffen, die man auch aus Palmöl herstellen kann, den Druck auf den Preis des Öls weiter erhöht hat. Der WWF schätzt, dass die globale Nachfrage nach Palmöl bis 2015 um 36 Prozent steigen wird. Der Boom hat einen Grund: Die Ölpalme ist eine sehr ertragreiche Pflanze. Sie ist mehrjährig, und die Ernte das ganze Jahr möglich, da sie in den Tropen wächst. Auf derselben Fläche kann mit Ölpalmen viel mehr Öl produziert werden als mit anderen Ölpflanzen. Für Öl aus Raps beispielsweise benötigt man im Schnitt eine mehr als doppelt so große Fläche (laut FAO). Deshalb bleibt in dem fruchtbaren Ramu-Tal kein Quadratmeter ungenutzt. Der junge Mann, den wir am Straßenrand treffen, ist Sprecher ehemaliger Landbesitzer. Sie haben sich in einer Gruppe zusammengeschlossen. Er sagt, dass achttausend Hektar einst 13 Klans gehörten, alle wurden an die Ränder des Tals vertrieben, wo das Land viel weniger fruchtbar ist. Für die Pacht – falls die Besitzverhältnisse nachgewiesen werden können – zahlt die Firma bis zu 800 Kina (rund 400 Euro). Im gesamten Ramu-Tal ging viel Land von ehemaligen Plantagen an die Regierung, die es dann weiter verpachtete. Auf diese Weise hat der junge Mann sein Stück Land schon vor einiger Zeit verloren. Auch die katholischen Missionare

bewirtschafteten viele Hektar, doch leider gaben sie Ende der 1990 Jahre, als der Pachtvertrag auslief, das Land dem Staat zurück statt den Ureinwohnern.

Jetzt lebt der junge Mann auf einem kleinen Stück Niemandsland inmitten der Palmbäume. Ende des Monats wird er von diesem kleinen Stück Land ebenfalls vertrieben. Bis dahin hat er laut Räumungsklage Zeit, sein Hab und Gut zusammen zu räumen. Doch er wird nicht gehen. «Wenn ich gehen muss, wird Blut fließen», sagt er drohend. «Für mich ist es eine Frage des Überlebens; denn es gibt keinen Platz mehr, wo ich hin kann.»

Es bleibt nur zu hoffen, dass der Regierungsbeamte einsehen hat und ihn nicht vertreibt. Schon jetzt, in direkter Nachbarschaft zu der gigantischen Palmölmonokultur, ist das Überleben schwer genug: Da Palmen viel Wasser verbrauchen, haben die Flüsse einen niedrigen Wasserstand. Auch die Konzentration an Pestiziden hat stark zugenommen. Jegliche dörfliche Struktur ist zerstört. Der Betreiber der Plantage wurde erst kürzlich von der New Britain Palm Oil aufgekauft, einer englischen Firma, die gerade den Nachhaltigkeitspreis für besonders schonenden Umgang mit Ressourcen (so die Firmen-Website) gewonnen hat. Ihr Gewinn ist im letzten Jahr um 60 Prozent gestiegen. Howard nennt die Praxis des Unternehmens «Agro Mining». Das ist eine neue Form, mit der dem Boden auf industrieller Basis Rohstoffe entzogen werden.

Dass der Landraub auch in Papua-Neuguinea angekommen ist, berichtet auch Deane N. Woruba. Er ist Angestellter der Regierung und arbeitet bei CIMC, der staatlichen Umweltagentur, um den Palmölanbau zu überwachen. Woruba konnte das kriminelle Vorgehen einiger ausländischer Firmen am eigenen Leib spüren. Deane N. Woruba hat jahrelang selber für Palmölunternehmen gearbeitet; er ist ein Experte auf diesem Gebiet. «Mein Leben war eigentlich in Ordnung, bis ich eines Tages in mein Dorf nachhause fuhr, um meine Familie zu besuchen, und erfahren musste, was für ungeheuerliche Dinge dort geschehen.»

Seine Familie lebt in einem eher abgelegenen Teil von Papua-Neuguinea, im nord-westlichen Teil des Landes. Für seinen Besuch musste er tagelang in einem kleinen Boot den Fluss Sepik hinauffahren.

«Als ich meinen Onkel traf, erfuhr ich, dass irgendjemand das Familienland an eine malaysische Palmölfirma verpachtet hatte. Bisher wusste niemand von diesem Geschäft, nur als man eine Wasserleitung bauen wollte, kam es per Zufall heraus. Bald darauf kam die Polizei und begann, die Menschen mit Waffen von ihrem Land zu vertreiben. Natürlich wehrten sie sich. Ich weiß aus Erfahrung, dass in diesem Gebiet gar kein Palmölanbau möglich ist. Die Berge sind viel zu steil. Trotzdem konnte die Firma die landwirtschaftliche Nutzung für Palmöl vortäuschen. Sie erhielt die Lizenz und damit die Genehmigung, den Regenwald abzuholzen. Als ich im Tal weiterfragte, wurde mir bestätigt, dass die Menschen eingeschüchtert und unter Androhung von Gewalt von ihrem Land vertrieben wurden. Manche wurden von der Polizei sogar gefoltert und mit glühenden Eisen gequält.»

Deane N. Woruba beschloss, gegen diese illegale Praxis vorzugehen. Damals wusste er noch nicht, auf was für einen Kampf er sich einließ. Auf seine Person wurde ein Kopfgeld über 4000 Dollar ausgesetzt, und ihm blieb nichts anderes übrig,

*Palmölpflanzung im Ramu-Tal.
Hier wächst bald das grüne Gold für internationale Agrarspekulanten.*





als unterzutauchen und aus seiner Heimat zu fliehen. Doch sein mutiges Engagement trug doch noch Früchte: Die Regierung lässt die illegalen Praktiken von einer Kommission untersuchen. Woruba hofft, dass die illegalen Methoden bald gestoppt werden und dass über 5,1 Millionen Hektar ursprünglichen Regenwaldes, die bereits von ausländische Firmen illegal unter dem Vorwand einer Special Agricultural and Business Leases (SABL) gepachtet wurden, nicht abgeholzt werden. «Die Auswirkungen auf das Weltklima sind kaum abzuschätzen, wenn dieser Wald verloren ginge», meint Woruba.

Zwanzig Kilometer weiter im Ramu-Tal treffen wir einige Arbeiter der Palmölfarm vor ihren Häusern. Die kleinen Hütten erinnern an Bergbausiedlungen der südafrikanischen Shanti Towns: gepresste graue Mörtelziegel, Wellblechdächer. In einer Zweizimmerhütte leben oft Familien mit acht Personen.

Paul Usango kommt aus den «Highlands». Er wurde von dem Versprechen auf den gesetzlichen Mindestlohn von 2 Kina (etwa ein Euro) die Stunde angelockt. «Während der Erntezeit kann man schon etwas mehr dazu verdienen, aber jeder in meiner Familie muss arbeiten, sonst schaffen wir es nicht.» Arbeiten können Frauen, Männer, Kinder erst ab 16, wie das große Schild am Eingangstor unmissverständlich klarmacht.

Und wenn er krank wird? Über diese Möglichkeit hat Usango noch nicht nachgedacht. Jetzt schaut er entsetzt. In seinem Dorf würde ihn die Gemeinschaft auffangen, in ihrer Tradition ließe man keinen fallen. Und er vermisst sein Leben im Dorf; aber er könne nicht mehr zurück, sein Land hat er verkauft und damit seine Lebensgrundlage verloren. Die Reise in dem überfüllten kleinen Bus würde Tage dauern, und das kann er sich nicht leisten. «Ich hänge jetzt hier fest.»

Einige Hundert Kilometer weiter am Rande der Palmöl-Kultur geht die Landschaft plötzlich wieder in den üppigen Regenwald über. Wieder gibt es Dörfer und Menschen auf der Straße – das normale Leben für 86 Prozent der Bevölkerung in Papua-Neuguinea. Die Menschen hier leben von den Früchten ihres Gartens und ihrer Felder. Die sogenannten «Cash Crops», lukrative Anbaufrüchte, die auch exportiert werden können, wie Kakao, Tabak, Kokosnüsse, bieten ein zusätzliches Einkommen.

Hier, am Rande des Regenwaldes, befindet sich ein Dorf, das den Versuchungen des großen Geldes widerstanden hat. New Britain Palm Oil hatte versucht, das Dorfland zu pachten. Lange diskutierte man im Dorfrat, was man tun solle. Man beriet sich auch mit Nachbardörfern, recherchierte im Internet – und man entschied sich dagegen. «Die Versprechen der Firma sind leer wie die Teller unserer Kinder nach einem leckeren Essen», sagt der Dorfälteste. «Wir wollen uns nicht in die Abhängigkeit einer großen ausländischen Firma begeben. Immer wieder schicken sie jemanden, damit wir ihnen unser Land verpachten. Wir haben von anderen Dörfern gehört, die schlechte Erfahrungen gemacht haben. Viele verpachten das Land und arbeiten dann als Subunternehmer. Da Palmöl sehr düngerintensiv ist und man für den Dünger selbst aufkommen muss, ist es sehr risikoreich. Ich kenne Fälle, da haben die Menschen Schulden gemacht, um den Dünger zu kaufen.»

Inzwischen hat sich eine Traube von Menschen versammelt, und jetzt melden sich die Frauen zu Wort: «Wir haben Kakao, Kaffee, Kokosnüsse, die wir auf dem

Markt und an internationale Händler verkaufen können. Auch wenn der Weltmarktpreis gerade niedrig ist, so verdienen wir doch mehr, als wir wahrscheinlich je von dieser Firma bekommen würden. Unsere melanesische Tradition verbindet uns mit unserem Land. Unsere Kinder lernen spielend, wenn sie uns begleiten, wie man das Land bestellt, wie man die Fruchtfolge einhält, wann der Dschungel über ein Stück Land wachsen muss, damit der Boden fruchtbar bleibt.»

Die giftigen Felsen im Watut-Fluss

Der Fluss Watut, der sich durch den Dschungel schlängelt, sieht aus wie der starke Tee mit Milch, der hier überall getrunken wird. Ich reise mit Ruben in einem Krankenwagen durch die Bulolo-Gegend. Der Krankenwagen ist die Spende eines Lokalpolitikers, man könnte auch sagen: ein «Wahlgeschenk». Ruben, ein engagierter Ehrenamtlicher, der sich für die Belange der Ureinwohner stark macht, überführt die neue Ambulanz in sein Dorf. Dort wird sie in der nächsten Woche nach einer feierlichen Einführungszeremonie ihren Dienst antreten. Rubens Dorf ist 3 Tagesreisen von der größten Hafenstadt des Landes, Lae, entfernt. Auf dem Weg dahin will er mir die Umweltauswirkungen einer neuen Goldmine zeigen. Die Hidden-Valley-Mine hat im letzten Jahr ihre Arbeit aufgenommen. Sie wird von Newcrest Mining betrieben, dem größten australischen Goldproduzenten. Der Ertrag der Mine ist relativ gering, ihre schädlichen Umwelteinflüsse sind aber groß. Darüber hinaus hat man im angrenzenden Tal ein gigantisches Kupfervorkommen entdeckt. Auch diese Schätze sollen gehoben werden. Die Umweltauswirkungen dieser Mine – so wird befürchtet – würden den ganzen Fluss und seine Umgebung zerstören.

In Papua-Neuguinea gibt es kaum Umweltauflagen für die großen Unternehmen. Chemikalien und mit Schwermetallen belasteter Abraum können beispielsweise einfach in die Flüsse oder das Meer gekippt und auf diese Weise entsorgt werden. Man kann sich ausmalen, wie fatal sich das auf die Natur auswirken wird. Trotzdem soll am Watut eine große Kupfermine entstehen. Der Kupferpreis ist an den Warenterminbörsen durch die Spekulation der Banken in die Höhe gestiegen. Jetzt lohnt es sich auch hier, unter schwierigsten Bedingungen das Kupfer aus der Erde zu kratzen.

An einer Straßengabelung treffen wir Marie, eine Bewohnerin des Watut-Tals. Sie ist eine große, kräftige Frau. Man merkt, dass sie es gewohnt ist, schwere körperliche Arbeit zu leisten. Es sind nur einige Schritte bis zum Flussbett. Das Gewässer ist braun, als ob es in den Bergen in Strömen gießen und die Erde in die Bäche geschwemmt werden würde. Aber der Fluss hat diese Farbe, seitdem die Goldmine in Betrieb ist.



Im Watut ist das Goldschürfen ein Familiengeschäft.

Hier war einmal der Garten von Marie. Bevor es die Mine gab, überschwemmte der Fluss in der Regenzeit die Beete und düngte so den Boden mit fruchtbarem Schlamm. Jetzt erstreckt sich hier eine Sandbank. Man sieht keinen Busch und keinen Strauch mehr, die Bäume sind kahl und ohne Blätter.

«Die Mine leitet ihre Abwässer in den Fluss. Wahrscheinlich Zyanid. Das brauchen sie, um das Gold aus dem Stein zu waschen. Der Fluss ist vergiftet. Schaut meine Füße an: Wenn ich durch Wasser wate, bekomme ich einen Ausschlag. In den Watut werden auch die «giftigen Felsen» aus der Mine geworfen. Vor einigen Monaten starben die Fische im Fluss. Niemand weiß warum. Es gab auch keine Untersuchungen dazu.»

Ruben befürchtet einen Kollaps des empfindlichen Ökosystems, wenn die Mine weiter ihren Abraum in den Fluss entsorgt. Zusätzliche Sorgen bereitet ihm auch die Eröffnung der großen Kupfermine. Ihre Größe ist vergleichbar mit der Oki-Tedi-Kupfermine im Norden des Landes. Dort ist es bereits zu einer Umweltkatastrophe gekommen.

Da das Wasser des Watut schon jetzt nicht mehr trinkbar ist, versucht Ruben die Minenbetreiber zu überzeugen, den Gemeinden entlang des Flusses zu helfen, eine sichere Trinkwasserversorgung aus den Grundwasserquellen zu installieren.

Auf dem Fluss herrscht derweil reger Fährverkehr. Als Fähre dienen große, mit Luft gefüllte Lastwagenschläuche, darauf ein Holzbrett als Sitz für den Passagier. Die Reifenbesitzer ziehen schwimmend diese einfache Reifen-Fähre durch das schnell fließende Wasser und transportieren so Passagiere über den Fluss. Frauen, schwer bepackt mit Bananenstauden, die zum Markt wollen, benutzen beispielsweise die Fähre. Fünf Kina kostet die einfache Überfahrt, sieben die Hin- und Rückfahrt.

Rund 500 Meter flussabwärts sind drei Drahtseile über den Fluss gespannt. Ein eigentümliches Bild. Kleine Schulkinder versuchen, ihre Bücher mit einem Gürtel

zusammengebunden und unterm Arm haltend, den Fluss zu überqueren. Geschickt klettert ein sechsjähriger Junge über das braune Wasser.

«Hier war einst eine Fußgängerbrücke. Diese Kinder kommen jetzt von der öffentlichen Schule oder dem Kindergarten. Jeden Tag müssen sie nun auf diese Weise den Fluss zweimal überqueren. Vor einigen Monaten lagerte sich so viel Geröll und Sediment im Fluss ab, dass sich das Wasser staute. Die Fußgängerbrücke wurde einfach weggespült. Seitdem riskieren die Kinder jeden morgen ihr Leben, um zur Schule zu gelangen. Wir haben die Betreiber der Hidden-Valley-Mine gebeten, die Brücke wiederherzustellen, leider vergeblich», sagt Ruben.

Der Fluss bietet für viele Menschen eine Lebensgrundlage. Ruben macht mich auf die lokalen Goldgräber aufmerksam. Viele fanden hier seit Jahrzehnten als Goldsucher ihr Auskommen. Daher sind die Bewohner im Tal relativ wohlhabend. Immer wenn ein Familienmitglied auf eine weiterführende Schule geschickt werden sollte, konnte sich die Familie das mit den Einnahmen aus der Goldschürfferei leisten. Doch auch das hat sich geändert.

Giftige Goldgewinnung

Beim Goldabbau werden Unmengen von giftigen Chemikalien verwendet. Vor allem Zyanid, durch das das Gold vom Stein getrennt wird. Weltweit verwenden die Goldminen jedes Jahr 182.000 Tonnen Zyanid. Die Probleme entstehen, wenn das zyanidbehandelte Gestein mit Luft in Berührung kommt, weil es dann reagiert und Schwefelsäure abgibt. Dieser Prozess kann das Grundwasser für immer zerstören, denn er dauert unbegrenzte Zeit. Selbst aufgegebene Minen vergiften so noch nach Jahrzehnten die Umwelt, so der Minenexperte Keith Slack. Um aus einer Tonne Gestein Gold zu gewinnen, benötigen Chemiker ein Kilogramm Zyanid.

Der Goldertrag liegt jedoch nur zwischen 0,2 und 7 Gramm. Zyanid löst nach Angaben des Instituts Fresenius neben Gold aber auch andere Schwermetalle aus dem Erz. Schwermetalle werden in der Natur nicht abgebaut, sondern lagern sich in Tieren und Menschen an und schädigen die Gesundheit.

Eine Familie verbringt den heutigen Nachmittag im Wasser stehend. Der Junge und der Vater schaufeln den Flusssand auf ein Brett, die Mutter spült mit Flusswasser den Sand aus. Über 300 Kina konnte man früher so am Tag verdienen. Doch seit das Flussbett durch den Abraum der Mine versandet, ist die Ausbeute dürftig. Nur ein kleines Goldnugget hat die Familie an dem Tag geschürft.

Gerne hätte ich mir auch die Sicht der Minenbetreiber angehört, doch sie haben mir jegliches Interview verweigert. Ein Versuch, die Hidden-Valley-Mine zu besichtigen, scheitert. Bis 30 Kilometer konnten wir uns dem Minengelände nähern, doch dann ist die Straße gesperrt. Hier darf man nur mit einer Sondergenehmigung weiterfahren.

Erdgas im Hochland

Hoch in die Highlands. Die kleine staubige Landstraße zieht sich von der Ebene hoch in die Berge. Der «Highland-Highway» ist die einzige Verbindungsader in das unwegsame Terrain, in dem rund ein Drittel der Bevölkerung Papua-Neuguineas lebt. Teilweise ist die Straße geteert, der tropische Regen reißt aber kleine Löcher in den Asphalt, und dann fressen sich die schweren Reifen der Laster tief in den Belag und schaffen schnell riesige Kraterlandschaften. Für die Instandhaltung fehlt der Regierung das Geld. Im Minutentakt schleppen sich Sattelschlepperkonvois laut röhrend die Straße hoch. Sie versorgen die Gas- und Minenprojekte mit allem Nötigen: Personal, Baumaterial, Ersatzteile, Lebensmittel, Hubschrauberrotoren, Rohrteile. Hunderte Container werden jeden Tag von Lastern in die Berge geschleppt. Denn tief im Hochland Papua-Neuguineas ist das größte Energie-Infrastrukturprojekt Südasiens angesiedelt. Kostenpunkt: geschätzte 15,7 Milliarden Dollar (so der amerikanische Öl-Multi Exxon Mobile, der das multinationale Erdgasprojekt leitet). Die unendliche Karawane der Sattelschlepper verwandelt die Straße in ein undurchdringliches Universum aus Staub, Lärm und Gefahren. Ein staubiger Dieselfilm legt sich auf alles am Straßenrand.

Die Transporte sind für die Fahrer nicht ungefährlich. Übermüdung, Erschöpfung durch die tagelangen Fahrten führen zu Unachtsamkeit, häufig folgen Unfälle. Immer wieder sieht man umgekippte Autos und Laster am Straßenrand liegen. Viele Autowracks sind bereits ausgeschlachtet. Die jüngsten Wracks werden noch vom Fahrer bewacht, damit sie nicht geplündert werden. Die älteren bieten, einsam vor sich hinrostend, eine ideale Spielfläche für die Kinder.

Am Nachmittag versammeln sich die Kinder auf dem Dorfplatz zum Spielen.





Lastwagenwracks säumen den Straßenrand des Erdgasprojekts.

Für die rund 600 Kilometer von der Küste bis nach Mount Hagen, der drittgrößten Stadt Papua-Neuguineas, braucht man rund 14 Stunden. Hier treffe ich Joseph Warai. Seit vielen Jahren leitet er mehrere Bildungs- und Gesundheitsprojekte in der gesamten Region Hela. Trotz der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung der Rohstoffe verirren sich selten Fremde in diese Bergregion. Journalisten schon gar nicht, wie er schmunzelnd meint. Die Region zu besuchen wird besonders Ausländern abgeraten, da es immer wieder zu Klanstreitigkeiten kommt. Aber Joseph Warai wischt diese Bedenken mit einer müden Handbewegung beiseite. «Es kommt hier immer darauf an, mit wem man unterwegs ist», meint er und lächelt verschmitzt. Er selbst stammt aus Tari, der Provinzhauptstadt der Region Hela. Dort ist er ein respektierter Mann und über alle Klanggrenzen hinweg hoch angesehen.

Inmitten der Wahlperiode ist die Stimmung zwischen den Klans besonders angespannt, und das ganze Dilemma der strauchelnden Demokratie und schwachen Regierungsinstitutionen tritt besonders deutlich zu Tage. Für Joseph Warai gleicht die Wahl einer Lotterie: «Der Wahlgewinner hat das ganz große Los gezogen; ein Sitz als Abgeordneter im Nationalen Parlament sichert den Zugriff auf Millionen von Rohstoff-einnahmen, den die vielen Minen-, Öl- und Gasprojekte abwerfen. Neben persönlichem Reichtum verschafft das Macht und Einfluss für den eigenen Klan. In diesen Tagen wird die Wahl entscheiden, wer diesen milliarden schweren Jackpot knacken darf.»

Es entwickelt sich ein perfektes Szenarium eines Rohstofffluchs: Es geht um reichhaltige Rohstoffressourcen und eine schwache Demokratie. Denn was passiert mit der Mehrheit der Bevölkerung? Werden sich die Klanchefs in den Parlamenten genügend für sie einsetzen? Werden sie sich um eine Krankenversorgung, um Bildung, Strom oder sauberes Wasser kümmern?



Am Straßenrand des Highland-Highways kann man sein Handy aufladen.

Bereits auf dem Weg nach Tari, weiter dem Highland-Highway folgend, begegnen uns die Vorboten der Unzufriedenen. Joseph Warai weist auf die gefällten Strommasten am Straßenrand hin, sie seien ein gutes Bild für die verfallene Situation im Land. Die Dorfbewohner am Rand des Highways waren frustriert, weil die Regierung sie nicht für die Instandhaltung der Straße vergütete. Die von den Lastern der Minenbesitzer schwer befahrene Straße musste von den Dorfbewohnern selbst ausgebessert werden. Und für diese Arbeiten hatte ihnen jemand von der Regierung Geld versprochen. Als das ausblieb, wurden die Arbeiter so wütend, dass sie die Strommasten auf einer Strecke von 170 Kilometern einfach fällten. Die Masten wurden verfeuert, die Kupferkabel auf dem Schwarzmarkt verkauft. Der spontane, kurzsichtige Wutausbruch hatte langwierige Konsequenzen: Die Geprellten hatten nicht bedacht, dass sie wahrscheinlich für die nächsten Jahrzehnte keinen Strom mehr bekommen würden. Die staatliche Stromgesellschaft im fernen Port Moresby sah natürlich keinen Zusammenhang zwischen Stromlieferung und Straßeninstandhaltung und baute deswegen die Masten bislang nicht wieder auf. Jetzt wird der Strom genau an den aufrührerischen Dorfbewohnern vorbeigelegt.

«Interessant bei dieser Aktion ist, dass die Gemeinden ihre Aktionen durch Handys synchronisierten. Schnell wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht über die Funknetze und entfachte in wenigen Minuten einen Flächenbrand des Unmuts, der in 20 Minuten Tausende von Strommasten zu Fall brachte», erzählt Warai.

Noch vor 3 Jahren wäre das nicht möglich gewesen, damals konnten sich die Wenigsten ein Handy leisten. Doch als das staatliche Handy-Monopol fiel, kamen andere Anbieter auf den Markt, und die Preise sanken.

Die Regierung beobachtete diese Entwicklung mit Sorge. Könnte sich auch hier eine Facebook-Revolution anbahnen? Mit einfachen Smartphones nimmt hier die ländliche Jugend am Geschehen der Welt teil. Überall am Straßenrand finden sich beispielsweise kleine Stände, an denen die Menschen mit kleinen Stromgeneratoren ihre Handys aufladen können. Bei ihnen zuhause wäre das nicht möglich. Gleich daneben kann man sich Benzin abfüllen.

Gewalt ist ein fester Bestandteil des Alltags. Das ist überall zu sehen. Ein Schild von Ärzten ohne Grenzen im örtlichen Krankenhaus weist freundlich darauf hin, «man möge doch bitte keine Äxte, Macheten oder Maschinengewehre in die Wartezimmer mitbringen». Ärzte ohne Grenzen betreiben hier eine Krankenstation, die viele Opfer familiärer Gewalt behandelt. Der Operationssaal ist wahrscheinlich der einzige im Umkreis von 300 Kilometern. Die aggressive Stimmung der Highländer füttert die paranoiden Angstvorstellungen von ExxonMobil. Wohl auch deshalb hat sich das Projekt für Liquefied Natural Gas (LNG) eingeeigelt.

Erdgas aus den Highlands

Das LNG-Erdgasprojekt liegt im südlichen Hochland von Papua-Neuguinea und soll die Gasfelder von Agogo, Gobo und Kutubu erschließen. Es ist ein Joint Venture, bestehend aus den Unternehmen ExxonMobil Oil Search, NPCP, SANTOS, JX JAPON, MRDC und PetroMin. Die veranschlagten Investitionskosten des Projektes betragen 15,7 Milliarden Dollar. Das Gas wird, nachdem es gefördert wurde, in einer Aufbereitungsanlage gereinigt und dann in einer über 600 Kilometer langen Pipeline durch den Dschungel ans Meer gepumpt. Bevor es verschifft wird, muss es zur Verflüssigung auf minus 160 Grad Celsius gekühlt werden, um es dann auf die Märkte nach Japan und China zu bringen. Das Gasvorhaben wird auf sieben Billionen Kubikmeter Gas geschätzt, und es soll die nächsten 40 Jahre gefördert werden (6,6 Millionen Tonnen pro Jahr). Nach Einschätzung von ExxonMobil wird der globale Gasverbrauch bis ins Jahr 2040 um 60 Prozent steigen. Die Regierung Papua-Neuguineas hofft, dass die Einnahmen aus dem Projekt das Bruttoinlandsprodukt des Landes auf einen Schlag verdoppeln. Bis das erste Geld fließt, ist ExxonMobil jedoch neun Jahre von den Steuern befreit (laut Asian Development Bank). Mit der Förderung des ersten Gases aus dem Projekt ist ab 2014 zu rechnen.



*Das Eingangstor des ExxonMobil-Erdgasprojekts
wird Tag und Nacht schwer bewacht.*



NOTICE
KNIVES, BUSH KNIFE
AND FIRE ARMS
STRICTLY PROHIBITED
BEYOND THIS POINT

NAIF, NA BUS NAIF
GAN NA BULET
I TAMBU TIRU LONG KARIM
NA ABURUSIM
DISPELA MAK

STOP

SLOW DOWN
WORKING
AHEAD

Eiskaltes Gas in der Hitze des Dschungels

Ein weißes Band aus Staub zieht sich durch den grünen Dschungel. Immer weiter dringen wir ins Hochland vor, bis zum Ende der Straße. Dort baut ExxonMobil, der größte Energiekonzern der Welt, sein gigantisches Gasprojekt. Solch ein Projekt im Hochland Papua-Neuguineas zu realisieren ist eine echte logistische Herausforderung. Alle 15 Minuten verlässt ein eskortierter Lastwagenkonvoi die Camps in Richtung Lae, der weit entfernten Hafenstadt, um Nachschub und Baumaterialien zu holen. Sechsmal am Tag fliegt eine Herkules-Frachtmaschine ins nahegelegene Tari, wo Exxon einen Teil des Flughafens übernommen hat. Die Frachtflüge bringen das Allerwichtigste: frische Lebensmittel, empfindliche und wichtige Ersatzteile und Maschinen für Baustellen. Die einzelnen Wohnstädte, Camps und Baustellen, die über den ganzen Landstrich verstreut sind, gleichen einem einzigen großen Heerlager. Jede dieser Siedlungen ist vierfach mit NATO-Draht umzäunt, wobei der äußerste Ring zusätzlich mit einem Elektrozaun gesichert ist. Jedes Fahrzeug kann in das Projektlager nur durch eine dreifach gesicherte Sicherheitsschleuse fahren. Die größte private Sicherheitsfirma der Welt, G4s, hat im ganzen Land zehntausend bewaffnete Männer in Sold, mithin doppelt so viele, wie die reguläre Armee Papua-Neuguineas Soldaten hat.

Im April kam es auf einer Baustelle zu einem Todesfall bei einer gewaltvollen Auseinandersetzung zwischen Sicherheitskräften und einem Arbeiter des Erdgasprojektes. Er beschwerte sich über die schlechte Behandlung der einheimischen Hilfskräfte. Die Einwohner sind stolze Menschen. Viele wollen und können es nicht hinnehmen, wenn sie als ehemalige Landbesitzer nun auf ihrem Land als schlecht bezahlte Arbeiter auch noch schlecht behandelt werden. Der Arbeiter beschwerte sich und wurde unangemessen hart zurechtgewiesen. Die Situation eskalierte und geriet schnell außer Kontrolle. Erst wurde Tränengas eingesetzt, dann schossen die Sicherheitskräfte in die Luft – und dann auf die Menschen. Der Protestierende erlag seinen Wunden, wie Joseph Warai und Stanley Mamu auf ihrer Website PNG LNG watch berichteten. Als Journalist Zutritt zum Baubereich zu erlangen ist nahezu unmöglich. Die firmeneigene PR-Abteilung betreibt erfolgreich Informationsverhinderung. «ExxonMobil kann in solch einem Gebiet nicht die Sicherheit für Besucher gewährleisten und die Verantwortung übernehmen», wie die Firma auf Anfragen entgegnet. Besonders während der Wahl sei die Lage zu angespannt, heißt es lapidar in einer E-Mail. Wenigstens die Arbeiter geben Auskunft, was sie von dem Projekt halten.

Am Ende der Straße haben sie ihr Nachtlager in einfachen Hütten aufgeschlagen. Das Lager der Arbeiter ist stundenweise an elektrischen Strom angeschlossen. Warum die Anwohner im gesamten Tal keinen Strom haben, wird nicht klar. Zumal ein Elektrizitätswerk schon seit 20 Jahren Strom aus dem Erdgas im Hela-Gebiet gewinnt und damit die Goldminen in der ganzen Region versorgt.

Seitdem der Bauboom durch das Gasprojekt in das abgelegene Tal hereingebrochen ist, liegt das Geld förmlich auf der Straße. Achtjährige Kinder verkaufen Cola oder betreiben Glücksspiele mit Karten oder Würfeln; man kann bei den Jungen auch Dartpfeile werfen – eine kleine Ablenkung für die sich langweilenden Arbeiter.

Da Alkohol in der ganzen Provinz Hela verboten ist, wird für teures Geld Alkohol in die Region geschmuggelt. Das ist ein erträgliches Geschäft. Die Flasche wird für 130 Kina (ca. 65 Euro) verkauft. Immer wieder werden die Autos am Straßenrand von Sondereinheiten der MS12-Einheit auf Alkohol kontrolliert. Vor uns wird gerade ein Land Cruiser durchsucht, und 4 Kartons mit hochprozentigem Rum werden gefunden. Auf dem Schwarzmarkt würde die Ware über 12000 Dollar erzielen, sagt mir der schwer-bewaffnete Soldat der Sicherheitskräfte.

Noch herrscht Goldgräberstimmung. Allerdings nur, solange der Bauboom anhält. Und das ist nicht mehr lange. Exxon wird bis zum Ende des Jahres 8000 Arbeiter entlassen, wie mir die Pressesprecherin Rebecca Arnold später in Port Moresby erklärt.

In einer Arbeiterbaracke am Rande des Highways treffe ich Glücksritter aus allen Regionen des Landes. Emilie kommt aus Bougainville, einer Inselprovinz, die weit von den Highlands entfernt ist. Sie arbeitet in der Verwaltung von ExxonMobil, koordiniert den umfangreichen Fuhrpark, zahlt die Löhne aus. Sie verdient 5 Kina die Stunde. Ein schlechter Lohn für all die Strapazen, meint sie.

Eduardo aus der Westprovinz nah an der indonesischen Grenze hat es da besser getroffen. Er hat eine Ausbildung in der Oki-Tedi-Kupfermine absolviert. Er ist das Beispiel für jemand, der es geschafft hat, vom Rohstoffboom zu profitieren. Vor zwölf Monaten hat er sich einen Laster gekauft, ist damit ins Hochland gefahren und bietet nun seine Dienste als Subunternehmer an. Rund 3500 Kina verdient er am Tag, das sind umgerechnet ca. 1200 Euro.

Distrikthauptstadt Tari: Soldaten der Sondereinheit bewachen die Auszählung der Wahlen.



Bruno, ein anderer Arbeiter, ist mit seinen 25 Jahren viel jünger als Eduardo und steht noch am Anfang seines Berufslebens. Erst war er Minenarbeiter in der berühmten Progera-Goldmine, doch eine Staublunge hat ihn zum Aufgeben gezwungen. «Die Arbeitsbedingungen waren sehr schlecht, bei einem minimalen Gehalt hat man dort tagtäglich sein Leben riskiert. Das war nichts für mich.» Heute bei Exxon ist es sein Job, in den abgelegenen Dörfern entlang der 900 Kilometer langen Pipeline für gute Stimmung zu sorgen. Überall, wo die Pipeline verlaufen soll, müssen die Dorfbewohner befragt und überzeugt werden, damit die Pipeline gebaut werden darf. Das ist nicht einfach. Warum sollten sie solch einem Projekt zustimmen? Wie können sie überzeugt werden? Schließlich gehört ihnen das Land. Ohne ihre Zustimmung würde hier gar nichts laufen. Falls sie allerdings nicht zustimmen, können sie per Gesetz gezwungen werden, das Land zur Verfügung zu stellen. Ein Gesetz, das die australischen Kolonialherren kurz vor der Unabhängigkeit Papua-Neuguineas noch eingeführt haben.

Landrechte

Die Ureinwohner Papua-Neuguineas besitzen 98 Prozent des Landes. Das ist so in der Verfassung festgeschrieben. Denn der Landbesitz garantiert den meisten Menschen ein sicheres Auskommen, eine gesicherte Nahrungsmittelversorgung. Anders als in Afrika hungert niemand in Papua-Neuguinea. Der traditionelle Landbesitz schränkt die Regierung ein, das Land industriell durch Minen zu verwerten. Deshalb beruft sich die Regierung in Sachen Rohstoffe auf das oben schon erwähnte Gesetz, das kurz vor der Unabhängigkeit des Landes eingeführt worden war. Danach gehören alle Rohstoffe ab zwei Meter unter der Erdoberfläche dem Staat. Wenn man sich einigt und Beteiligungsmodelle findet, dann kann Landbesitzern für den Schaden, der bei der Ausbeutung durch die Minen entsteht, eine kleine Entschädigung gezahlt werden. Oft werden die Landrechte aber komplett ignoriert – mit der Erklärung, der Landbesitzer könne gar nicht beweisen, das ihm das Land gehöre. Die unzureichende Administration, die Geldgier einiger Klanchefs und die kaum vorhandene Infrastruktur macht es internationalen Minen-, Holz- und Palmölfirmen leicht, den Menschen das Land abzuschwatzen. Sie pachten es dann für 99 Jahre – und meist für einen winzig kleinen Pachtbetrag. So haben der systematische Landraub für die Agrowirtschaft und auch die Abholzung des Regenwaldes extreme Ausmaße angenommen. Nach einer Studie von Greenpeace sind auf diese Weise fünf Millionen Hektar Land verpachtet worden.

Mit einem Exxon-Helikopter fliegt Eduardo jeden Tag in den abgelegenen Dschungel. Aber jetzt, während der Wahl, ist die Stimmung zu aufgeheizt. «Unsere Arbeit musste aus Sicherheitsgründen eingestellt werden.» Viele haben Waffen, die über die grüne

Grenze von Indonesien geschmuggelt oder einfach auf dem Schwarzmarkt gekauft wurden. Gerne verdienen sich die Soldaten etwas Geld, indem sie ihre halbautomatischen Waffen und Patronen verkaufen. «Ich weiß nicht, ob es friedlich bleiben wird», sagt Eduardo mit besorgter Stimme. Keiner seiner Kollegen darf erfahren, wie er wirklich denkt, da er sonst seinen Job verlieren wird. «900 Meilen wird die Pipeline am Ende lang sein, und wenn wir die Situation nicht grundsätzlich friedlich halten, ergibt sich daraus ein unlösbares Sicherheitsproblem. Aber was ist gerecht, oder was können die Menschen als gerecht empfinden?», fragt er sich. «Doch die Ungerechtigkeit wird gesät und pflanzt sich fort. Während einige Klanchefs Geld einsacken, gehen andere leer aus.»

Das alte melanesische Werte- und Verteilungssystem findet hier kaum eine Entsprechung. Die großen Unternehmen versuchen anscheinend systematisch, die Klanstrukturen aufzubrechen, indem einige bevorzugt und andere benachteiligt werden. «Auch ich suche in den Dörfern nach jemandem, der bereit ist zu verhandeln. Dort ist mein Ansatzpunkt, ein Loch in der feindlichen Front», so lautet Eduardos Strategie. Um 21 Uhr ist plötzlich alles dunkel, der Strom ist abgeschaltet und somit unser Gespräch zu Ende.

Das Hochland Papua-Neuguineas war immer schon für Überraschungen gut. Die deutschen Kolonialisten vernachlässigten das Gebiet, weil sie in den steilen Höhenzügen unzugängliches und unbewohntes Brachland vermuteten. Als 1933 die ersten Weißen ins Hochland von Papua-Neuguinea vordrangen, mussten sie überrascht feststellen, dass das Gebiet seit Jahrtausenden dicht besiedelt war. Und noch immer leben hier die meisten Einwohner des Landes. Archäologische Funde beweisen, dass es hier bereits vor rund neuntausend Jahren eine weitentwickelte Landwirtschaft gab. Auch heute noch fällt besonders die ausgeprägte Gartenkunst ins Auge. An den steilsten Berghängen finden sich – Zen-Gärten ähnlich – Anlagen, in denen Gemüse angebaut wird. Dafür werden auf sauberlichste Art kleine Hügel ausgeschachtet, auf denen Süßkartoffeln angebaut werden. Jeder Garten ist von einem hohen Erdwall umgeben. Dieser dient als Schutz vor frei herumlaufenden Schweinen, als Abgrenzung gegen befeindete Klans und als deutliche Markierung des Familienlandes. Das viele Regenwasser wird durch ein kompliziertes Kanalsystem zur Bewässerung in die Gärten geleitet, um dann in die wilden Flüsse abzufließen.

Durch die dichte Besiedelung gab es zwischen den Stämmen immer wieder Gerangel um Landbesitz und Anbauflächen. Die Highlander sind notorische Krieger, und wenn es sein muss, werden ihre Zwistigkeiten mit Gewalt ausgetragen. Stammesfehden können sich über Jahre hinziehen. Wenn sie beigelegt sind, herrscht dann aber wieder lange Zeit Ruhe und Frieden. Meistens werden die Konflikte aber in langen und komplizierten Verhandlungen unter den Klanchefs ausgetragen, den «Big Men». Wenn sie sich einigen, wer die Felder bewirtschaften darf, spielt am Ende immer Geld auch eine Rolle, denn die Highlander sind auch sehr geschäftstüchtig. Hier gibt es schon seit Jahrhunderten ein komplexes Handels- und Wirtschaftssystem, und noch bis in die 1970er Jahre handelte man mit Muschelgeld. Die Menschen hier haben ein sehr ausgeprägtes Bewusstsein dafür, was gerecht ist und wo jemand über den

*Ein Hausschwein wird im
Hochland ausgeführt.*



Tisch gezogen wird. Und in ihrer Geschäftstüchtigkeit erkennen sie schnell, wo sich Chancen für ein gutes Geschäft bieten.

Neben Geld werden heute auch gerne Schweine als Zahlungsmittel verwendet. «Übrigens», sagt Joseph Warai schmunzelnd, «verschenkt ein Mann oft sein grunzendes Rüsseltier an die Angebetete, denn hier im Hochland von Papua-Neuguinea ist das der direkteste Weg, um das Herz der Geliebten zu gewinnen.» So kann es zu schwerwiegenden Ausschreitungen kommen, wenn ein Laster von Exxon-Mobil ein Schwein überfährt. «Ein Schwein ist hier halt nicht nur ein Schwein!», ruft Warai und drückt ordentlich auf die Hupe, um ein paar gackernde Hühner zu vertreiben, die den Highway blockieren.

Als Joseph Warai am nächsten Tag mit mir durch das Hela-Tal fährt, versucht er die Stimmung der Menschen zusammenzufassen: «Wir haben hier eine Menge unglücklicher Leute, die natürlich ihre Frustration zum Ausdruck bringen. Es gibt viele unerfüllte Versprechen. Den Menschen fehlt es am Nötigsten. Gleichzeitig sehen sie, dass einige im Tal plötzlich sehr reich werden. Das schafft Neid und führt zu Spannungen. Jetzt, während der Wahl, wurden Sondereinheiten des Militärs hierher verlegt. Spricht man mit Menschen, dann können sie immer von Wahlunregelmäßigkeiten berichten. Kandidaten füllen Tausende von Stimmzetteln selber aus, stecken sie in die Urnen; die Mitarbeiter, die die Stimmzettel auszählen, werden vom Gouverneur bestimmt. Es kommt zu Bestechungen und Wahlversprechen. Über 3000 Kandidaten haben sich landesweit zur Wahl gestellt. Und obwohl die Mehrheit der Menschen unzufrieden ist, werden wahrscheinlich dieselben Politiker wieder ins Amt gewählt. Bei der letzten Wahl sind hier über 30 Menschen erschossen worden. Auch deswegen ist die Präsenz der Sondereinheiten dieses Jahr so hoch.»

Klanstreitigkeiten und die angespannte Stimmung darf man nicht mit Fremdenfeindlichkeit verwechseln. Schnell kann jedoch bei einem Missverständnis die Stimmung kippen, und man kann in eine gefährliche Lage geraten. Als ich Fotos von einem ausgebrannten Polizeiwagen mache, greift ein Mann zu Steinen und bewirft unser Auto.

Ein Unglücksfall

Eine sonderbare Szene: Das Gerüst eines Hauses steht einsam inmitten eines Geröllfeldes, der Wald ist von großen Felsbrocken beiseite gedrückt. Zwischen den Balken des Hauses steht ein Mann und schlägt mit einem Hammer Nägel ein. Wer mag hier wohl wohnen, in diesem Niemandsland? Das Hämmern wird hin und wieder unterbrochen von den vorbeifahrenden Lastern und den Schreien der auffliegenden Vögel.

So ruhig war es in Tumbi nicht immer. Wie bei einer Endmoräne haben sich Felsen und Steine ins Tal gedrückt. Weißer Sandstein hat eine Bresche in den grünen Wald geschlagen. Vor einigen Monaten ereignete sich hier ein tragisches Unglück. Jokoya Piwako, der hämmernde Arbeiter, unterbricht sein Werk und berichtet: «Es war inmitten der Regenzeit im Januar, und es schüttete schon seit Tagen. Der kleine Bach dort hinten war bereits über die Ufer getreten. Dort, wo man jetzt die kargen Steinwände sieht, betrieb ExxonMobil einen Steinbruch. Felsen, Sand



Jokoya Piwako baut im Tumbi-Tal ein Mahnmal für die vom Erdrutsch verschütteten Familien.



und Geröll wurde dort unter Hochdruck aus dem Fels gebrochen und mit großen Kipplastern zum Komo-Rollfeld gefahren, das wird zurzeit fertiggestellt. Die Felswand war durchlöchert wie ein hohler Zahn.»

Das Erdgasprojekt braucht eine vier Kilometer lange Landebahn, damit die großen Antonow-Transportflugzeuge wichtige Bauteile für die Anlage einfliegen können. Nach Angaben von ExxonMobil wäre das die größte Landebahn im Südpazifik, gebaut für gerade einmal 91 Transportflüge.

«In der Nacht war ich gerade unterwegs, als ich ein tiefes Grummeln hörte. Der gesamte Berg viel förmlich in sich zusammen, implodierte. Ich rannte zurück, hier nach Tumbi; ich versuchte mit bloßen Händen die Menschen auszugraben, aber jede Hilfe kam zu spät. Das ganze Dorf – 60 Menschen und 42 Häuser – wurde unter dem Erdbeben begraben. Hier, wo ich jetzt stehe, lebte meine Familie, meine Frau und meine 3 Kinder.» Jokoya Piwako schweigt und schaut nachdenklich ins Tal.

«Wir wollten in den darauf folgenden Tagen, dass die Leichen mit großem Gerät ausgebuddelt werden, aber ExxonMobil konnte für die Bergungsarbeiten keine Zeit einräumen. Stattdessen forderten sie, dass die Verbindungsstraße wieder geräumt und schnell befahrbar würde. Die Bagger kamen und planierten über meine Freunde, meine Verwandten und meine Familie hinweg. Das Gasprojekt erlaubte keinen Verzug.»

Piwakos Klan lebt hier seit 600 Jahren, seine Familie seit der 13. Generation, und somit ist sein Klan Landbesitzer des Tumbi-Berges und des angrenzenden Tumbiagotales. Das neue Gästehaus versteht er als Mahnung. Die Leute sollen sich daran erinnern, was hier passiert ist, meint er. Er selbst hat von den versprochenen Entschädigungszahlungen noch nichts bekommen, wahrscheinlich hat es ein korrupter Regierungsbeamter einbehalten.

Jetzt ist es ihm für seinen Seelenfrieden wichtiger, dass die Leichen geborgen und auf traditionelle Weise beerdigt werden. Nach Stammessitte gibt es in Hela sehr genau vorgeschriebene Riten: Bei einem Todesfall muss der gesamte Garten von Unkraut befreit werden, und nur Männer dürfen diese Arbeit verrichten. Tagelang kommen die Menschen ins Haus, um ein sogenanntes «Haus-cri» zu machen. Das Weinen und Klagen der Trauernden kann man schon von weitem hören. Dann wird für den Verstorbenen ein kleines symbolisches Haus gebaut, wo die Seele ein neues Heim findet; überall am Highland-Highway findet man diese Häuschen. Jokoya Piwako kann die verstorbene Familie nicht heimführen, er sagt, dass er nicht mehr schlafen kann, da die Seelen rastlos umherirren ohne Heimstatt.

Ein Untersuchungsteam, das die Tumbi-Landbesitzer beauftragt hatten, stellte fest, dass die Methoden, die im Steinbruch angewendet wurden, fehlerhaft waren. Tests führten schließlich zu dem Ergebnis, dass das Unglück keine Natur-, sondern eine von Menschen verursachte Katastrophe war. Die Regierung – so kritische Stimmen – habe hingegen nicht genug getan, um das Unglück aufzuklären.

*Mdaula, der Klanchef, auf dessen Land sich
Bohrlöcher von ExxonMobil befinden.*



99 Millionen Kina

Mdaula trägt einen roten Pulli, Jeans und einen Lederhut; ganz unscheinbar steht er am Straßenrand. Mit seiner freundlichen, ruhigen Ausstrahlung fühlt man sich zu dem Mann einfach hingezogen. Er scheint fest verwurzelt mit seinem Land. Immer ist noch nicht ganz klar, wie die Ureinwohner, die ja rechtlich die Landeigentümer sind, bei diesem Multimilliarden-Projekt von ExxonMobil beteiligt werden sollen.

Immer wieder hört man Geschichten, dass die Klanchefs in die Hauptstadt kommen und dort ihr Geld verprassen – es scheint also doch bereits Geld zu fließen. Mdaulas Klan gehört das umliegende Land im Herzen des Erdgasprojekts. Auf seinem Grund befinden sich bereits 9 Bohrlöcher, d.h. auf seinem Land werden in den nächsten 40 Jahren viele Millionen Kubikmeter Gas gefördert. Mit diesem Rohstoffschatz unter seinen Füßen sollte der Mann eigentlich reich sein. Er habe nichts bekommen, und deswegen ziehe er jetzt in Port Moresby vor Gericht, sagt er nur knapp. Im März haben die Landbesitzer aus seinem Klan bereits die Muskeln spielen lassen und als Warnung die Bauarbeiten stillgelegt; sie haben Straßen und Tore blockiert; die Situation wurde so gefährlich, dass ExxonMobil seine ausländischen Mitarbeiter aus Sicherheitsgründen abziehen musste.

Quellen berichteten, dass Mitarbeiter aus dem Ministerium für Petroleum und Energie gemeinsam mit Mitarbeitern von ExxonMobil versuchten, die Proteste zu besänftigen.

Die Landbesitzer fordern 99 Millionen Kina als Ausgleichszahlung für die Bauaktivitäten auf ihrem Land. Außerdem wollen sie, dass endlich ein Krankenhaus gebaut wird; sie wollen eine Schule für ihre Kinder, die Reparatur einer wichtigen Straße und sauberes Trinkwasser.

Im März eskalierte der Konflikt, so dass die Regierung das Militär schickte, um die Situation zu beruhigen. Viele befürchten einen Bürgerkrieg. Dunkle Erinnerungen an die Inselprovinz Bougainville kommen hoch. Damals erklärte die Regierung Papua-Neuguineas auf der Insel den Ausnahmezustand, weil Landbesitzer für eine Kupfermine hohe Kompensationen forderten; im Jahr 1990 schickte die Regierung dann Sondereinheiten des Militärs, die mordeten und brandschatzten; Tausende starben und wurden vertrieben. Die Zentralregierung, die von den Einnahmen der Kupfermine abhängig war, verhängte sogar eine Seeblockade, um die Insel auszuhungern und die Bougainville Liberation Army (BLA), die sich gebildet hatte, in die Knie zu zwingen. Doch die Menschen gaben nicht auf, bis man sich auf die Abspaltung und Autonomie der Insel einigte. Heute strebt Bougainville sogar die Unabhängigkeit an; und die Kupfermine bleibt geschlossen.

Blickt man auf die jüngste Geschichte Papua-Neuguineas, so ist das Verhalten von ExxonMobil noch schwerer nachzuvollziehen. Tausende Klagen wegen Verletzung der Landrechte liegen in Port Moresby bereits vor. Warum kann man nicht die Straße reparieren, den Menschen sauberes Wasser geben, Bildung und Gesundheitsversorgung gewährleisten? Und man könnte im Rahmen einer Mediation, die im Gesetz vorgeschrieben ist, den Menschen entgegenkommen und eine faire Verhandlung führen.

Papua-Neuguinea ist ein gutes Beispiel dafür, wie ein Land, das reich an Natur-schätzen ist, diesen Reichtum nicht zum Wohle seiner Bevölkerung nutzt. Das Beispiel dieses Landes zeigt aber auch, dass in einer Welt mit steigendem Ressourcen-hunger auch die Bereitschaft steigt, enorme ökonomische, ökologische und soziale Kosten in Kauf zu nehmen, um diesen Hunger zu stillen. Von dem Gedanken, dass man umweltverträglichen und nachhaltigen industriellen Rohstoffabbau betreiben kann, muss man sich verabschieden. Da viele der begehrten Metalle die «Vitamine des technischen Fortschritts» sind und wir sie dringend auch für die Transformation in vielen Bereichen unserer Ökonomie brauchen, lohnt es sich, darüber nachzu-denken, woher und unter welchen Umständen diese Rohstoffe kommen und wie es gelingen könnte, den globalen Verbrauch an Land, Wasser, Rohstoffen etc. insgesamt zu senken. In diesem Sinne haben Deutschland und die EU auch eine Verantwortung für die Ressourcenpolitik in einem so weit entfernten Land wie Papua-Neuguinea. Der Kampf um die Rohstoffsicherheit in Deutschland dreht sich derzeit aber vor allem darum, wie deutsche Firmen sicheren Zugang zu günstigen Rohstoffen auf den Weltmärkten bekommen. Wie hoch ist aber der wirkliche Preis, den die Menschen in den rohstoffreichen Ländern zahlen müssen, damit wir hier mit gutem Gewissen «grüne» Technologien und anhaltendes Wirtschaftswachstum genießen können?



NEUERSCHEINUNG!!!

Gegen Landraub und Vertreibung

Achtzig Prozent der kambodschanischen Bevölkerung leben noch immer auf dem Land, viele von ihnen sind Kleinbauern. Doch in den letzten Jahren hat die Regierung an private Investoren Konzessionen für große Landflächen vergeben. In der Folge wurden viele Bauern von ihren Feldern vertrieben. Inzwischen sind über 2 Millionen Hektar Land an private Investoren übertragen worden – mit Hilfe einer Justiz, die auch illegale Landnahmen nachträglich legitimiert und Gewaltanwendung nicht strafrechtlich verfolgt.

Die nun auf Deutsch vorliegende Studie von Natalie Bugalski liefert wichtige Denkanstöße, auf deren Grundlage Schritte zur Verbesserung der Situation in Kambodscha entwickelt werden können. Mit ihren Lösungsansätzen weist die Studie zudem über das Fallbeispiel Kambodscha hinaus.

Schriften zur Demokratie – Band 30:

Gegen Landraub und Vertreibung

Ein Menschenrechtsansatz zur Entwicklung des Landsektors in Kambodscha

Eine Studie von Natalie Bugalski

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung

Berlin, September 2012, 76 Seiten

ISBN 978-3-86928-093-6

Bestelladresse: Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstr. 8, 10117 Berlin

T +49 30 28534-0 **F** +49 30 28534-109 **E** buchversand@boell.de **W** www.boell.de



NEUERSCHEINUNG!!!

Sudan nach der Teilung

Die Unabhängigkeit Südsudans hat die politische Landkarte der Region fundamental verändert. Doch nach dem Ende des Comprehensive Peace Agreement fehlt den Regierungen in Khartoum und Juba ein klarer Rahmen, um die zahlreichen noch offenen Fragen auszuhandeln. Auch die internationalen Akteure suchen nach neuen Ansatzpunkten für ihr Engagement. Mehr denn je bedarf es präziser Analysen. Aufbauend auf den 2010 erschienenen Band *Sudan – kein leichter Weg in die Zukunft* hat die Heinrich-Böll-Stiftung deshalb eine Reihe von Autorinnen und Autoren gebeten, die Herausforderungen zu untersuchen, die sich nach der Teilung des Sudan stellen. In ihren Beiträgen skizzieren sie «neue Lösungsansätze für eine neue Region», helfen dabei, die vielschichtige politische Wirklichkeit in den beiden Staaten zu begreifen, und verweisen auf Bereiche, in denen die internationale Gemeinschaft konstruktiv tätig werden kann.

Mit Beiträgen von Francis M. Deng, Edward Thomas, Magdi el-Gizouli, Aly Verjee, Jok Madut Jok, Paula C. Roque, Wolfram Lacher, Laura James, Kathrin M. Scherr, Harry Verhoeven.

Schriften zur Demokratie – Band 28:

Sudan nach der Teilung

Neue Lösungsansätze für eine neue Region

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung und Toni Weis

Berlin, Juli 2012, 132 Seiten

ISBN 978-3-86928-091-2

Bestelladresse: Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstr. 8, 10117 Berlin

T +49 30 28534-0 **F** +49 30 28534-109 **E** buchversand@boell.de **W** www.boell.de



Papua-Neuguinea ist reich an Rohstoffen. Kupfer wird in großen Mengen gehoben, Gas gefördert, Palmöl produziert. Und vor der Küste entsteht die erste Tiefseemine der Welt. Doch Auflagen gibt es für die ausländischen Investoren keine. Dabei sind die Folgen des Rohstoff-Booms für Umwelt und Bevölkerung in dem Inselstaat verheerend. Es ist der konsumorientierte Lebensstil, der den globalen Wettlauf um die Kontrolle der natürlichen Ressourcen antreibt. Mit dem Wachstum steigt die Bereitschaft, die Förderung der

Ressourcen selbst zu hohen ökologischen und sozialen Kosten auszuweiten.

Peter Kreysler, preisgekrönter Journalist und Autor, hat sich auf Spurensuche ins «Rohstoffkasino» Papua-Neuguinea begeben, in ein Land voller Widersprüche. Es steht beispielhaft für all die Länder, die trotz natürlichen Reichtums arm bleiben. Kreyslers Reportage führt uns in ein Land, das uns unbekannt ist – und das wir doch tagtäglich verändern.

Heinrich-Böll-Stiftung e.V.
Die grüne politische Stiftung

Schumannstraße 8, 10117 Berlin
T 030 285340 **F** 030 28534109

E info@boell.de **W** www.boell.de

ISBN 978-3-86928-096-7